

150 Millionen, d. h. ca. ein Drittel aller Katholiken der Erde, leben in den 20 lateinamerikanischen Republiken. Von den 360 000 Priestern der Welt wirken nur ca. 30 000 in Lateinamerika, d. h. auf etwa 5000 Katholiken kommt ein Priester. Lt. Angaben der Herder-Korrespondenz, Mai 1955 (Jahrgang IX, Heft 8), kommt in Deutschland ein Priester auf 1000 Katholiken, in Österreich einer auf 940, in der Schweiz einer auf 440, in Argentinien einer auf 4210, in Brasilien einer auf 6740, in Guatemala einer auf 18 400 Katholiken.

Nach dem Eucharistischen Kongreß fand vom 25. 7. bis 5. 8. 1955 in Rio de Janeiro eine Konferenz von mehr als hundert lateinamerikanischen Erzbischöfen und Bischöfen statt unter dem Vorsitz von Kardinal Piazza. In einem Apostolischen Sendschreiben an Kardinal Piazza sagt der Hl. Vater ausdrücklich: „Soviel wie möglich muß getan werden, damit Priester anderer Nationen den Nöten der lateinamerikanischen Kirche begegnen.“

P. Avila, S. J., Professor an der katholischen Universität Rio de Janeiro, schrieb unlängst in einem Brief an die Studenten des Löwener Latein-Amerika-Kollegs: „Ich möchte Ihnen sagen, daß in Lateinamerika sich einem seeleneifrigen Priester unbegrenzte Möglichkeiten bieten. Machen Sie sich aber keine Illusionen; Lateinamerika hat Ihnen nicht viel zu bieten, es bietet Ihnen nichts, es verlangt alles! Und doch, es bietet Ihnen etwas, es bietet Ihnen die Chance zum Heldentum, die Möglichkeit, den ganzen Eifer zu entfalten, den der Hl. Geist Ihnen gegeben hat!“

BUDDHISTISCHE „MISSION“ IN BELGIEN

Wie die Monatsschrift für Altbuddhismus und religiöse Kultur: „Yāna“ in ihrer englischen Ausgabe (4, 1956, 21—23) mitteilt, besteht seit 1950 in Belgien eine buddhistische Mission mit einem eigenen „Centre d'Etudes Bouddhiques“ zu Ans (Liège). Es zählt ungefähr hundert Mitglieder. Dem Centre angegliedert sind zwei Filialen in Brüssel und Antwerpen. Die Werbezeitschrift „Le Sentier“ mußte aus Mangel an Mitteln, der auch die übrige Tätigkeit der Mission erschwert, ihr Erscheinen wieder einstellen. Gl

AUS DER PRAXIS UND FÜR DIE PRAXIS

P. KARL RÖHR, OMI, KIMBERLEY

LITURGISCHE AKKOMMODATION IN AFRIKA

Die Beiträge, die über Liturgie in der ZMR veröffentlicht worden sind, haben P. Karl Röhr veranlaßt, uns folgenden Beitrag zum gleichen Thema einzusenden. Nicht alle werden mit Form und Inhalt einverstanden sein. Gleichwohl glauben wir ihn, teilweise verkürzt, bringen zu sollen, weil es bei ihm um ein wichtiges Anliegen geht und er einige beachtenswerte Hinweise gibt. (Red.)

„Die Liturgie ist das Gesicht der katholischen Kirche, das Gewand, in das sie sich kleidet, wenn sie vor Gläubige und Ungläubige tritt, die äußere Gestalt, in der sie betet, Sakramente spendet und das heilige Opfer feiert.

Keiner wird leugnen, daß die Liturgie Schönheit und Anmut besitzt, keiner aber auch, daß sie noch verbessert werden kann, am allerwenigsten der Afrikamissionar, der immer wieder Urteile von Heiden und Protestanten über sie hören muß.

Wir Christen aus den katholischen Ländern sind an die Sprache und an die Gebärden der Liturgie gewöhnt. Die Heiden aber, die zum ersten Mal der römischen Liturgie gegenüberstehen, mögen sie auch die Falten ihrer Gewänder und den gemessenen Schritt ihrer Handlung bewundern, deuten doch auf das, was ihnen nicht gefällt, was ihnen unerklärbar scheint. Das ist nicht zu verwundern.

Was den Missionar, speziell den jungen, noch mehr überrascht, ist der Umstand, daß die Liturgie, anstatt ein Magnet zu sein, der alle Herzen anzieht, den Zutritt zur Kirche erschwert. Er hatte gehofft, daß die Liturgie ihm ein treuer Mitarbeiter sein würde, muß aber dann feststellen, besonders am Anfang, daß die Liturgie mit ihren ‚unangepaßten Formen‘ eine Trennungsmauer um den Taufbrunnen und Opferaltar baut.

Zur näheren Erläuterung greife ich, gestützt auf eine langjährige Erfahrung unter den Betschuanen und Basutos Südafrikas, einige Beispiele aus dem Rituale und Missale heraus.

Ich erinnere mich noch genau an die erste Taufe, die ich unter den heidnischen Betschuanen spenden wollte. Die Missionsschwester und ich erwarteten mit Freuden das große Ereignis. Aber unsere schönen Hoffnungen wurden zuschanden. Der Vater des Kindes, ein Heide, kam zu mir und erklärte ganz aufgeregt, er werde nie zugeben, daß ich mit meinem Speichel das Ohr des Kindes berühre. Alles Erklären und Einreden war umsonst. Auch die Überreichung des Salzes gefiel ihm nicht. Die Taufe unterblieb wegen der Salz- und Speichelzeremonie. Für uns Katholiken mit unserer katholischen Überlieferung ist diese Zeremonie leicht verständlich, war es aber nicht für den Heiden, der zum ersten Mal mit der katholischen Kirche in Berührung kam. ‚Eine eigenartige Kirche, die ihre Mitglieder mit Salz und Speichel empfängt!‘ sagte er verächtlich.

Gerade so unverständlich erscheint es vielen, wenn bei der Firmung der Bischof seinen Wunsch: ‚Der Friede sei mit dir!‘ mit einem Backenstreich, wenn auch einem gelinden, begleitet. Unsere Liturgie sieht eben in fremden Spiegeln anders aus.

Vor 20 und noch mehr Jahren war auch der Beerdigungsritus sehr unbefriedigend, da er in Latein gebetet werden mußte. Glücklicherweise ist jetzt der Gebrauch der Landessprache erlaubt. Aber der Gebrauch der Muttersprache hat einen Mangel unserer Liturgie zum Vorschein gebracht, einen Mangel, den die Gläubigen nicht empfinden konnten, solange die Gebete über den Verstorbenen in einer Fremdsprache verrichtet wurden. Die Übersetzung des Ritus in die Landessprache genügt nicht. Es sollte auch gefragt werden, ob die betreffenden Psalmen und Gebete der Trauer am Grabe angepaßt sind oder nicht, selbst auf die Gefahr hin, daß liebgewordene lateinische Worte entfernt und durch andere ersetzt würden. Bei der Beerdigung von Kindern muß in Ps 112 das Wort von der ‚Kinderlosen-Unfruchtbaren‘ und vom ‚Armen, der aus dem Kot erhoben wird‘, vorgelesen werden. Der Ritus für Erwachsene zeigt ein doppeltes Gesicht. In den Gebeten: ‚Subvenite . . . , In Paradisum . . . , Ego sum resurrectio . . . ‘ kommt die christliche Hoffnung zum Ausdruck. Aber die Worte des ‚Libera‘, die Worte in den Orationen: ‚Ketten der Sünde‘, ‚Hände der Feinde‘, ‚auf ewig vergessen‘ klingen hart, als ob die Liturgie an der Wirksamkeit der Krankenölung zweifele. Ferner zeigt die Liturgie in diesem Ritus kein Mitleid mit den Hinterbliebenen; kein Wort des Trostes kommt über ihre Lippen. Und doch sollten es sowohl Gebete für den Verstorbenen als auch Trostworte für die am Grabe Stehenden sein.

Es ist erfreulich, daß viel gearbeitet worden ist, um die hl. Messe in ‚volksnaher‘ Form zu feiern, in einer Form, die zwischen Priester und Volk die Opfergemeinschaft herstellt, anstatt wie früher den Gläubigen die unfruchtbare Rolle eines teilnahmslosen Zuschauers und Zuhörers zuzuweisen.

Vor einigen Monaten erschien in einer protestantischen Zeitschrift, die sich mit Problemen der Negermission befaßt, ein Artikel über die Ritualmorde. Der Schreiber war ein protestantischer Prediger im Basutoland. Er stellte die Behauptung auf, daß bisher kein einziger Ritualmord in den protestantischen Missionen des Basutolandes vorgekommen sei. Wollte er damit sagen, daß die Ritualmörder nur Heiden und Katholiken gewesen seien? Es ist bedauerlich, daß auch Katholiken als Mitschuldige an den Ritualmorden hingerichtet worden sind. Ich habe natürlich im Basutoland Erkundigungen eingezogen, um zu erfahren, ob und wieweit die Behauptung des Schreibers stimmt. Ein Pater antwortete mir, ohne auf meine Frage einzugehen: ‚Es wird zuviel Latein gebetet und gesungen im Basutoland.‘ Das war keine Antwort auf meine Frage nach den Ritualmorden. Aber sie beleuchtet die Frage nach einer ‚volksnahen‘ Form bei der Meßfeier. Was der Pater beklagte, habe ich selbst einmal an einem Sonntag auf der Hauptstation Roma erlebt. Die Kirche war nicht sehr gefüllt. Viele Männer und Frauen saßen draußen an den Mauern entlang, während drinnen ein dünner Chor von schwarzen Seminaristen die ‚Missa de Angelis‘ sang. Die Gläubigen hörten teilnahmslos zu. Am Ende des Gottesdienstes kam etwas Leben in die Gemeinde: Es wurde ein Muttergotteslied in der Landessprache angestimmt; sofort wurde es von allen aufgenommen.

Die Basutos sind wie die andern Neger ein singendes Volk. Deshalb hält man mit Recht die Betsingmesse für eine Brücke, welche die Verbindung zwischen Priester und Volk herstellen und so die Opfergemeinschaft, wie sie von den Meßgebeten gefordert wird, segenspendende Wirklichkeit werden lassen kann. Wenn auch die gesanglichen Teile nur Übersetzungen von fremden Vorlagen sind, z. B. deutsche Kirchenlieder, und alle Mängel einer Übersetzung an sich tragen, wenn auch ‚die Melodien der Heimat‘, wie die Missionare sagen, nicht dem musikalischen Gefühl der Neger entsprechen, so ist mit der Betsingmesse doch eine Form geschaffen worden, die den Negern das Einleben in die Opfergemeinschaft erleichtert. Die Gläubigen singen sich so gleichsam in die hl. Messe hinein. Und die Neger singen so gern und so gut!

Wenn ich die Übernahme von fremden Melodien und Worten für das Gesangbuch der Eingeborenen nicht so preise wie manche Missionare, die selbst an der Zusammenstellung eines solchen Gesangbuches gearbeitet haben, so liegt es mir doch fern, diese Form ganz und gar abzulehnen. Es ist halt ein Notbehelf. Denn als die deutschen Missionare nach dem ersten Weltkriege unter den Bantus Südafrikas angingen, fanden sie sich sozusagen vor einem leeren Raum. Jeder versuchte, diese Leere zu füllen nach Vorlagen seiner Heimatdiözese, und zwar in solchem Maße, daß beinahe jede Missionsstation ihr eigenes Gesangbuch hatte. Die deutschen Missionare haben leider die gesangliche Zerrissenheit der deutschen Diözesen nach Afrika verpflanzt, mit all ihren Nachteilen. So kam es, daß z. B. auf der Versammlung der katholischen schwarzen Lehrer aus ganz Südafrika in Johannesburg nach dem Pontifikalamt kein einheitliches Lied gesungen werden konnte. Die Lehrer vom Basutoland haben ihr Christus-König-Lied gesungen, das aber mehr Baß als Sopran zum Ausdruck brachte.

Ich hoffe im stillen, daß sich nach und nach unter den Bantus Talente finden werden, die für den Betsing-Gottesdienst einheimische Texte und Melodien schaffen.

Noch einen anderen Punkt der Meßliturgie möchte ich erwähnen, für dessen Verbesserung wir die Hilfe der Liturgiker zu Hause nötig haben. Es handelt sich um die Auswahl der Episteln und Evangelien der einzelnen Sonntage. Fr. Tillmann sagt in seiner Erklärung der sonntäglichen Episteln bei der Erklärung der Epistel vom 4. Fastensonntag (von der Magd und der Freien): „Es ist schwer, aus diesem Felsen (Epistel) Wasser der Belehrung und Erbauung hervorzubringen“ (aus dem Gedächtnis zitiert).

Besonders hingewiesen sei hier auf die Lesung für den 2. Sonntag im Advent, wo Christus ‚Diener der Beschneidung‘ genannt wird. Unter den Betschuanas und Basutos unseres Missionsgebietes besteht noch der heidnische Brauch der Beschneidung. Auch getaufte Christen können mitunter dem Drängen ihrer heidnischen Umgebung nicht widerstehen und besuchen die heidnische Beschneidungsschule, obwohl Kirchenstrafen darauf stehen. Für diese Christen ist eine Epistel, die Christus als ‚Diener der Beschneidung‘ vorführt, geradezu eine Herausforderung. Noch bedenklicher ist es, wenn wir für den Anfang eines bürgerlichen Jahres — wir betonen doch immer, daß unsere Kirche wie eine liebende Mutter für jede Gelegenheit einen besonderen Segen hat! — zur Einweihung des neuen Jahres nur das Fest der Beschneidung haben. Nach dem Fest wird dann so ganz nebenbei das Fest vom Namen Jesu gefeiert, der doch auch acht Tage nach der Geburt verliehen wurde. Wäre es nicht viel passender, an den Anfang, über das Tor des neuen Jahres groß und glanzvoll und segensvoll den Namen Jesu zu setzen?

Wir Heidenmissionare wünschen uns eine Liturgie in ‚angepaßten Formen‘, eine Liturgie, die die Tore zu Christus weit öffnet, nicht aber den Weg zum Baum des Lebens versperrt; eine Liturgie, die wie eine liebende Mutter reichlich aus ihrem Schatz austeilt und nicht den Brotkorb so hoch hängt, daß die Kinder vor dem Gitter ihres Opferaltars und ihrer Kommunionstafel verhungern.“

P. GERHARD OESTERLE, OSB, ROM
EHEFÄLLE AUS DEN MISSIONEN

I. „Ein Omari und eine Bt. Canisiaga lebten jahrelang zusammen; sie besuchten den Taufunterricht und hatten zwei Kinder. Einige Missionare nahmen Naturehe an, als Omari in Todesgefahr auf den Namen Caspar getauft wurde. Andere Missionare bezweifeln eine Naturehe, da die Probehe in diesem Land das Normale ist.

Caspar kehrte nie mehr zu seiner früheren Braut zurück und lebt mit einer Heidin zusammen, ohne Ehe.

Ein Christ namens Stanislaus nahm sich die Bt. Canisiaga zur Braut; er ist seit 18 Jahren illegitim mit ihr zusammen und bekam 6 Kinder von ihr. Heute ist die Bt. Canisiaga bereit, in den Unterricht zu gehen, sich taufen zu lassen und mit Stanislaus eine christliche Ehe zu schließen. Sämtliche Kinder würden damit gewonnen; andernfalls gehen uns alle an den Islam verloren.

Besteht die Möglichkeit einer Ehe zwischen Stanislaus und Bt. Canisiaga? Kann etwa Dispens super matr. ratum et non consummatum erteilt werden sofort nach der Taufe der Frau? Oder sogar schon vor der Taufe? Oder kann auf Grund des Zweifels einer Naturehe zwischen Caspar und Bt. Canisiaga in favorem fidei entschieden werden?

Der Fall interessiert mich insofern sehr, als ich mich jahrelang um die Gewinnung der Frau und der Kinder erfolglos bemühte. Heute besteht Hoffnung.